

Nr. 45. **Posen, den 5. November.** **1893.**

Der Polizei-Sergeant Nummer 21.

Die Geschichte eines Verbrechens.
Von Reginald Barnett.
Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen.
(Fortsetzung.)

„Der Umstand wäre unbedeutend," überlegte Robert Power bei sich, „wenn er bei Tage eingetreten wäre. Sie konnte die Absicht gehabt haben, einen Spaziergang am Strande zu machen, ehe sie nach dem Bahnhof ging. Aber in später Nacht, bei einem starken Oktobersturm ist es nicht wahrscheinlich, daß sie diesen Weg ohne einen bestimmten Zweck unternommen haben sollte. Ueberdies paßt die Sache ganz zu meinen Vermuthungen, der Brief kam nicht von außerhalb, und eine so genaue Kenntniß des Innern der Villa Rob Roy konnte nicht in fünf Minuten in der Dunkelheit gewonnen werden. Die Spuren deuten also alle hierher nach Sandbank."

Der Schutzmann hatte sich bei all' seiner Beschränktheit für Sergeant Power wichtiger erwiesen, als dieser erwartet hatte, aber mehr war nicht aus ihm heraus zu bringen. Er hatte gesehen, daß die Ermordete aus der Villa Rob Roy an ihm vorüberging und den Weg nach der See einschlug, aber mehr hatte er nicht bemerkt. Er hatte ihre Zurückkunft nicht beobachtet und wußte durchaus nichts Weiteres zu sagen, was mit dem Trauerspiel der letzten Nacht in Verbindung stand. Immerhin war er in Bezug auf einen Punkt ganz fest überzeugt.

Wenn während der Zeit zwischen halb zwölf oder zwölf und drei Uhr des Morgens irgend Jemand von der Rob Roy Villa hergekommen und nach der Stadt zu gegangen wäre, müßte der Polizist diese Person unfehlbar bemerkt haben, seine Antworten auf Powers Fragen nach dieser Richtung hin waren bestimmt und klar.

„Ich habe Niemand gesehen," sagte er, „außer einigen Personen, welche hier in der Nähe wohnen und mir von Ansehen wohl bekannt sind. Diese Personen kamen aus der Stadt heraus und gingen nicht in der Richtung nach der Stadt zu. Nicht eine einzige Dame war darunter, und ich bin ganz fest überzeugt, daß keine Frau mit einer Reisetasche an mir vorüber ging, sonst hätte ich sie unbedingt sehen müssen. Als der „Rothe Löwe" geschlossen wurde, stand ich auf Wache in der Hamiltonstraße, und Niemand konnte vorüber gehen, ohne daß ich ihn bemerkt hätte."

8.

Was war aus dem Besuch der Madelaine Faure geworden, nachdem das Verbrechen verübt worden war?

Die Person war nicht zur Stadt gegangen, das war augenscheinlich. Es giebt nur einen Weg von der Villa nach Sandbank, nämlich die Hamiltonstraße. Man kann zwar auch zur Linken abbiegen und auf einem Umweg zur Stadt gelangen.

Aber da der Polizist, welchen Sergeant Power befragt hatte, in der Nähe dieser Biegung auf Posten gestanden — es war dieselbe Biegung, welche die Ermordete passirte, als sie der Beamte beobachtete — so war es unwahrscheinlich, daß eine große Frauengestalt in einer solchen Vermummung, wie sie Frau Gregory beschrieben hatte, und überdies mit der Reisetasche in der Hand, seiner Aufmerksamkeit entgangen sein sollte. Sie mußte also, sobald sie die Stadt verlassen hatte, in der Richtung nach St. Cuthbert, einem kleinen Dorfe im Südwesten von Sandbank, geflohen sein, welches etwa anderthalb Meilen von Frau Gregorys Pension entfernt lag.

Das war sehr unangenehm. Am südlichen Ende der Hamiltonstraße gab es eine ganze Reihe von Fußwegen, sie bildeten ein förmliches Netzwerk. Bei Nacht waren diese Wege fast ganz verlassen; ein jeder derselben führte nach St. Cuthbert. In einem solchen Labyrinth mußte es Jedem leicht sein, der Wachsamkeit der beiden Polizisten zu entgehen, welche dort gewöhnlich standen, und gänzlich zu verschwinden, entweder nach dem Lande zu oder nach der See hin, und längs der Küste nach Sandbank zurückzukommen.

Sergeant Power kam bald zu dem Schluß, daß der letztere Weg gewählt worden war. Man hatte es mit einem gewandten Verbrecher zu thun, und es war unwahrscheinlich, daß derselbe es vorgezogen haben sollte, durch die Dörfer zu marschiren, wo Fremde immer beobachtet werden.

In Sandbank dagegen konnte auch eine hochgewachsene Frau mit einer Reisetasche in der Hand möglicherweise unbemerkt bleiben. Die Leute sind dort gewöhnt an den Anblick von Reisenden, welche nach einem Hotel oder nach einem Bahnhof gehen, und achten unter gewöhnlichen Umständen nicht auf Erscheinungen dieser Art.

„Nur ein glücklicher Zufall," dachte Robert Power, „kann uns auf die richtige Spur bringen. Es ist überflüssig, in St. Cuthbert nachzuforschen; hat man die Frau dort gesehen, so wird sicherlich Jemand der Polizei davon Nachricht bringen. Ich könnte eine Woche dort mit Nachforschungen zubringen, deshalb ist es besser, ich halte mich an Sandbank. Wenn die

Mörderin nicht bereits entflohen ist — was mehr als wahrscheinlich ist bei dem Vorsprunge, den sie hat — so muß ich sie hier finden, jedenfalls werde ich von ihr hören und das ist auch schon etwas."

Diesem Entschluß folgend, war der nächste Schritt des jungen Sergeanten, sich auf die beiden Bahnhöfe zu begeben. Dort erhielt er nur eine negative Auskunft. Billetverkäufer, Gepäckträger, Stationschefs und ihre Assistenten schienen in diesem einen wichtigen Punkte sich in vollkommener Uebereinstimmung zu befinden. Es war in der vergangenen Nacht keine Person gesehen worden, welche dem Signalement der geheimnißvollen Fremden oder der Ermordeten entsprach. Auch nachher war keine großgewachsene Frau mit einer Reisetasche und einem Mantel bemerkt worden — darüber war kein Irrthum möglich. Der Passagierverkehr ist in Sandbank gegen Ende Oktober nicht bedeutend, um jene Zeit erscheinen gewöhnlich nur wenige Reisende, welche mit Leichtigkeit einzeln beobachtet werden können. Ueberdies war in der Mordnacht und am folgenden Morgen auf beiden Bahnhöfen der Verkehr ausnahmsweise schwach gewesen.

Alles dies war in einer Beziehung sehr günstig. Sergeant Power kam dadurch zur Ueberzeugung, daß, wohin auch Madelaine Faure gegangen sein mochte, um mit ihrer „Freundin" zusammen zu treffen, sie jedenfalls nicht auf einen Bahnhof gegangen war, und daß ferner diese Freundin sich noch immer in der Nähe befinden mußte. Aber wo war sie? Wer konnte dieses lebendige Räthsel sein?

„Was habe ich gefunden?" fragte sich Robert Power. „Zuerst ein junges Weib mit durchschnittenem Halse, ermordet durch eine starke Hand, wie sie nur selten bei dem zarten Geschlecht zu finden ist. Dann entdeckte ich, daß die That mit großer Kaltblütigkeit verübt worden ist, ohne Uebereilung und ohne Ueberstürzung. Der Thäter wusch sorgfältig die Hände, brach das Gepäck auf und kramte Alles heraus, um zu suchen, was er zu erlangen wünschte — und das war nicht Geld oder Kostbarkeiten — und als er damit fertig war, erinnerte er sich noch daran, daß sein Opfer ein Muttermal oder dergleichen besitze, welches besser beseitigt würde. Er war sogar im Stande, das Stück Fleisch auszuschneiden, ehe die Leiche noch erkaltet war, und nachdem er alles das gethan, entfernte er sich mit der Reisetasche aus dem Hause durch einen Ausgang, welcher nur durch vorherige sorgfältige Studien gefunden werden konnte. Er entkommt und verschmäht es sogar, das gewöhnliche Hilfsmittel der Mörder, den Schnellzug, zu benutzen."

„Was, zum Teufel, soll ich aus alledem machen?" fuhr der junge Sergeant fort, „die Ermordete war eine Fremde, eine Französin, wie es scheint, und ganz unbekannt, darüber ist kein Zweifel möglich. Aber sie kannte eine Person, welche hier lebte, und hatte ihre Gründe, diese Thatsache zu verheimlichen. Wenn sie nicht etwa der alten Dame in Bezug auf die Freundin, mit der sie zusammentreffen sollte und welche kam, um bei ihr zu wohnen, eine dicke Lüge aufgebunden hat, so war doch immer in ihrer Geschichte etwas schief und fragwürdig."

„Und dann dieser Papierschnitzel, den ich fand. Was hat dieser mit dem Geheimniß zu thun? Ich kann darauf schwören, daß ich die Handschrift erkannt habe: in der ganzen Welt giebt es keine andere, welche ihr ähnlich wäre! Was, zum Teufel konnte jener Mann mit dieser Frau zu thun haben? Ich weiß, daß er längere Zeit in Frankreich gelebt hat; ist er dort mit ihr bekannt geworden? Jetzt aber befindet er sich in Manchester, ist weit von Sandbank entfernt. Vielleicht war es auch ein Stück von einem alten Brief, welcher mit den anderen Sachen, die zur Entdeckung führen konnten, zusammen zerrissen und vernichtet worden war."

„Aber sonderbar, daß dies das einzig übrig gebliebene Stück ist und daß ich der Erste sein mußte, der es erblickte. Es ist eine sonderbare Welt, nach so vielen Jahren sehe ich die seltsame Handschrift dieses Mannes wieder! Ich glaubte, sie nie wieder zu erblicken, nachdem ich Manchester und alle meine Bekannten verlassen hatte. Es ist nicht nur eine seltsame Welt, sondern auch eine enge Welt, in der wir leben, wenn alte, geisterhafte Handschriften auf so unerwartete Weise wieder auftauchen."

Mit Gewalt entriß sich Sergeant Power diesen Träumereien, die auf ihn einstürmten. Er hatte eine Aufgabe zu erfüllen, und diese erforderte es, überall nach der großgewachsenen, dunkeln Frau zu forschen, welche einen Mantel und eine Reisetasche trug, als sie zum letzten Mal gesehen worden war. Diese verwegene und gewandte Verbrecherin interessirte den jungen Beamten in hohem Grade, sie erschien ihm wie eine Art von Schicksal.

Es war ihm, als ob sein Schicksal mit dem ihrigen verbunden sei und als ob ihm ausschließlich das Vorrecht zukomme, dieses Verbrechen bis zu seiner Quelle zu verfolgen.

Die geheimnißvolle Fremde hatte Sandbank noch nicht verlassen, und jetzt war es zu spät dazu, einen solchen Schritt zu wagen, außer vielleicht mit Hilfe einer vortrefflichen Verkleidung. Schon waren durch den Telegraphen alle Eisenbahnstationen und Häfen benachrichtigt worden, Alles war wachsam und scharfe Augen beobachteten jetzt alle Reisenden.

Robert Power vertauschte die Uniform mit einer alltäglichen bürgerlichen Kleidung, entschlossen, die Hotels und Pensionen zu durchforschen.

Er begann mit dem Royal-Hotel, da er dort sowohl über die Ermordete, als über die Besucherin Erkundigungen einzichen konnte. Mister Parkins, der Eigenthümer, war ihm wohl bekannt und er hatte keinen unangenehmen Empfang zu befürchten, wie er allzu neugierigen Polizeileuten von Seiten des störrischen britischen Steuerzahlers gewöhnlich zu Theil wird.

Mister Parkins, ein jovial aussehender Mann, konnte ihm zum Unglück nur wenig Unterstützung gewähren, obgleich er den besten Willen dazu hatte. Sein Gasthaus war vom dritten Rang und wurde hauptsächlich von wohlhabenden Bürgersleuten aufgesucht, für welche die Billigkeit bei ihren Vergnügungsreisen von Wichtigkeit ist. Im Oktober war die Saison zu Ende, und die Zahl der Gäste war schon sehr zusammengeschmolzen.

Er konnte mit Bestimmtheit angeben, daß unter seinem Dach Niemand eingekehrt war, dessen Aeußeres im Entferntesten zu der Beschreibung der dunkeln großen Frau paßte. Er hatte die Namen aller Gäste, welche während der Woche in seinem Hotel wohnten, in seine Bücher eingetragen. Er legte dem Sergeanten Power das Verzeichniß vor und theilte bereitwillig seine persönlichen Beobachtungen über Lebensweise und Charakter der Gäste mit. Mister Parkins war schon seit vielen Jahren im Geschäft und konnte auf einen Blick einen Londoner Geschäftsmann mit seiner Frau von einem Handwerker unterscheiden, und in der That erfuhr er auch in wenigen Stunden bedeutend mehr über seine Gäste, als diese sich träumen ließen. Ueber die Ermordete war Mister Parkins jedoch besser unterrichtet und konnte einige Angaben über dieselbe machen.

„Lassen Sie sehen, Nummer 33," sagte er, in seinem Buch blätternd. „Ah, hier ist es, Nummer 33. Angekommen mit der südöstlichen Bahn von London, und zwar mit dem Abendzug. Ich erinnere mich dessen, weil einer meiner Leute, der den Zug erwartete, sie hierher brachte. Sie war ganz fremd, kannte kein einziges Hotel der Stadt, mein Diener überredete sie, hierher zu kommen. Es war an einem Sonntag, ich erinnere mich des armen Dings sehr wohl, sie fiel mir besonders auf, da es eine Frau und sie ganz allein war. Sie blieb über Nacht und frühstückte am andern Morgen. Ich hatte ein kleines Gespräch mit ihr, in welchem sie mir sagte, das Leben im Hotel sei zu theuer für sie, und da sie vielleicht einige Zeit hier bleiben werde, wünschte sie eine billige, ruhige Wohnung zu miethen. Ich dachte an Frau Gregory und wies sie an diese. Es war eine niedliche Erscheinung, aber es schien sie irgend ein Kummer zu drücken, sie zahlte ihre Rechnung, ohne eine Bemerkung zu machen, und benahm sich sehr ruhig und fein. Ich kann nicht genau sagen, wofür ich sie hielt, jedenfalls war sie eine Fremde; aber ich glaube, sie war durchaus respektabel. Meine Frau wird Ihnen auch nicht mehr sagen können, denn sie hat kaum mit ihr gesprochen, das Dienstmädchen aber, das ihr aufwartete, könnte Ihnen vielleicht noch einige Auskunft geben; ich werde es rufen."

Das Mädchen erinnerte sich sehr gut der Dame, welche am Sonnabend Abend angekommen war. Sie war ihr sehr melancholisch erschienen und hatte nicht viel gesprochen. Das Zimmermädchen erinnerte sich, daß die Fremde sie nach den verschiedenen Hotels der Stadt gefragt habe und besonders danach, welches das theuerste und vornehmste sei. Es schien ihr daran

zu liegen, dies zu wissen, und als sie erfuhr, daß das Marine-hotel das größte sei, wiederholte sie den Namen zweimal, als ob sie ihn ihrem Gedächtniß einprägen wollte.

Diese Thatsachen notirte Sergeant Power sorgfältig. Die Unglückliche war nach Sandbank gekommen, um Jemand zu suchen, das war bereits festgestellt; die Aussage des Zimmermädchens deutete darauf hin, daß Madelaine Faure angekommen war, ohne den Aufenthalt dieser unbekannten Person genau zu kennen, aber mit der Vermuthung, daß die Person wahrscheinlich in dem feinsten und theuersten Hotel der Stadt wohnen werde.

Diese Erkundigung von Seiten der Ermordeten fiel Robert Power besonders auf. Was war daraus zu schließen? Sollte es bedeuten, daß die geheimnißvolle Freundin, die dunkle hochgewachsene Frau, welche eine Reisetasche trug, welche so kaltblütig und verwegen ein so brutales Verbrechen ausführen konnte, den höheren Kreisen angehöre?

Verschiedene Umstände schienen darauf hinzudeuten, die Art und Weise, wie der Mord ausgeführt war, die Vorsicht, mit welcher Alles vorher angeordnet zu sein schien, wiesen auf eine Intelligenz hin, welche der eines gewöhnlichen Verbrechers weit überlegen sein mußte. Welchen anderen Grund konnte Madelaine Faure gehabt haben, nach dem theuersten und vornehmsten Hotel zu fragen, wenn sich diese Frage nicht auf die seltsame Besucherin der Villa Rob Roy beziehen sollte? Wenn dem aber so war, so versprach das Geheimniß eine baldige Lösung. Sollten die Leute im Marinehotel nicht im Stande sein, Angaben zu machen, welche sogleich zu einem bestimmten Schluß führen mußten? Robert Power hoffte, wenn nicht mehr, so doch allermindestens von einigen Fragen zu hören, welche die Ermordete dort in Bezug auf ihre geheimnißvolle Freundin gestellt hatte. Und vielleicht konnte ihm das Glück noch günstiger sein, vielleicht konnte die Schuldige, so hoch auch ihre Stellung sein mochte, entdeckt und der Gerechtigkeit überliefert werden.

Nur mit Mühe konnte der junge Sergeant seine Aufregung soweit beherrschen, um das Ansehen offizieller Ruhe und Gleichgiltigkeit anzunehmen und sich von dem gefälligen Herrn Parkins höflich zu verabschieden.

„Der erste, wirkliche Anhalt!“ rief er aus, als er das Royal-Hotel verließ und die Richtung nach der Ostklippe einschlug, wo das Marinehotel stand, dessen prachtvolle Front einen weiten Blick über den Ozean gewährte.

„Die erste, wirkliche Spur, bei Gott! Das ist ein glücklicher Tag. Uebrigens hatte der Inspektor vielleicht Recht, es ist möglich, daß, wenn die Detektives kommen werden, sie die Arbeit bereits gethan finden.“

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Fürstinnen und Fürstentöchter von ehemals.

Von S. A. P.

(Nachdruck verboten.)

Es ist erstaunlich, wie schnell der Staub der Zeit die Vergangenheit mit seinem grauen Mantel bedeckt. Außerordentliche Begebenheiten freilich ragen als spärlich verstreute Bergspitzen daraus hervor und bleiben der Erinnerung der Nachwelt aufbewahrt. Alles übrige aber, insbesondere die allgemeinen sozialen, gesellschaftlichen und häuslichen Bedingungen des Daseins, werden verhältnißmäßig recht schnell unserer Vorstellung entrückt. Davon, wie es in diesem Betracht in Deutschland vor etwa 300 Jahren ausgesehen hat, kann sich die heutige Zeit kaum einen Begriff machen und es bedarf der mühsamsten Untersuchungen, um die verblaßten Bilder der Vergangenheit aufzufrischen.

Eines der interessantesten Kapitel aus vergangenen Tagen bildet das Leben am Hofe der deutschen Fürstinnen des 16. Jahrhunderts. Mancherlei Lücken sind dabei allerdings bis auf den heutigen Tag übrig geblieben und dürften wohl schwerlich jemals ausgefüllt werden. Aber es ist gelungen, wenigstens einigermaßen das Dunkel zu lichten und die in Betracht kommenden Verhältnisse dem Verständniß der Nachwelt näher zu bringen. Versuchen wir an der Hand dieser Forschungs-Ergebnisse uns das Leben am Hofe der deutschen Fürstinnen von ehedem zu vergegenwärtigen.

Geburt und Erziehung.

Vorerst kann nicht unbemerkt bleiben, daß das neugeborene Fräulein nicht mit der gleichen Freude empfangen wurde, wie ein junger Sohn. In dieser Beziehung hat sich also im Allgemeinen bis zur Stunde nichts geändert: ein Junge bleibt immer ein Junge und wird herzlicher begrüßt, als ein Mädel. Wenn man der Mutter „zur glückseligen Erlösung von der fräulichen Bürde“ Glück wünschte, so versäumte man selten gleichzeitig für die Zukunft den frommen Wunsch „eines Erben in Jahresfrist“ hinzuzufügen. Auch wurde die Taufe eines Fräuleins mit ungleich weniger Glanz gefeiert, als die Taufe eines männlichen Nachkommen und sogar die fürstlichen Pathengeschenke waren von geringerem Werthe.

Während der junge Prinz, sobald er soweit herangewachsen war, der Pflege der fürstlichen Mutter entrückt und der Leitung eines Hofmeisters übergeben wurde, wuchs das Fräulein in der unmittelbaren mütterlichen Hut zu einem reiferen Alter heran, ohne daß an eine eigentliche wissenschaftliche Ausbildung gedacht wurde. Selbst im vorgerückten jungfräulichen Alter war von einem umfassenden Unterricht und einer auch nur einigermaßen gründlichen wissenschaftlichen Belehrung des fürstlichen Fräuleins damals kaum die Rede. Lesen und Schreiben, Religion und eine allgemeine Uebersicht in der Geographie scheinen in der Regel die einzigen Gegenstände des Unterrichts gewesen zu sein; aber auch in diesen Fächern blieben die Kenntnisse in den meisten Fällen nach unseren heutigen Begriffen höchst mangelhaft. Zuweilen kam noch einige Belehrung in der deutschen und wohl auch in der lateinischen Sprache hinzu. Im Ganzen aber blieb die geistige Ausbildung der fürstlichen Fräulein unvollkommen und mangelhaft, was besonders durch die Briefe, die sich aus ihren späteren Lebensjahren von ihnen erhalten haben, bewiesen wird. Dieselben verrathen keine Spur von wissenschaftlichen Kenntnissen irgend welcher Art und selbst die Sprache und Schreibart geben den Beweis von der mangelhaften Bildung der Schreiberinnen. Nur hier und da bricht sich der Geist durch die Schranken der Zeit eine eigene Bahn und erhebt sich zu einer höheren Stufe.

Die eigentliche Erziehung des Fräuleins erfolgte theils durch die unmittelbare Anleitung der fürstlichen Mutter, theils durch den Unterricht der Hofmeisterin, die zugleich Obervorsteherin der Hofjungfrauen oder des sogen. Frauenzimmers war, von dem später die Rede sein wird. Da der Hofmeisterin die nächste Aufsicht und die äußere Ausbildung des Fräuleins anvertraut wurde, so waren die Fürstinnen stets bemüht, Personen, die sich durch weibliche Tugenden, Anstand, feine Sitten und Gewandheit im Umgange, schließlich auch durch Geschicklichkeit in der Verfertigung der feinen weiblichen Arbeiten auszeichneten, als Hofmeisterinnen in Dienst zu nehmen. Man wählte sie gewöhnlich aus dem Adel. Aber es war nicht leicht, Personen zu finden, die alle Vorzüge und Tugenden einer guten Hofmeisterin in sich vereinigten. So durchmusterte die Herzogin Dorothea, Gemahlin des Herzogs Albrecht von Preußen, vergeblich den gesammten Adel ihres Landes nach einer geeigneten Hofmeisterin für ihre Tochter Anna Sophia, späteren Herzogin von Mecklenburg, und mußte sich schließlich eine solche aus dem deutschen Reiche kommen lassen. Häufig entspann sich zwischen der zu erziehenden Fürstentochter und ihrer Hofmeisterin eine innige Freundschaft fürs ganze Leben.

Bräutigamssuche.

War das fürstliche Fräulein herangewachsen, so trat an die Eltern die Sorge wegen einer standesgemäßen Verheirathung heran. Oft genug hatte es, genau so wie heute, seine Schwierigkeiten, das Fräulein unter die Haube zu bringen. Fürstliche Wittwen wußten sich nicht anders zu helfen, um ihre Töchter zu versorgen, als indem sie die Vermittlung eines verwandten oder befreundeten Fürsten in Anspruch nahmen. So ließ sich Herzog Albrecht von Preußen stets bereit finden, in dieser Hinsicht seinen Freunden behilflich zu sein. Hören wir, wie die Wittwe des Herzogs Albrecht VI. oder des Schönen von Mecklenburg, (Tochter des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg) bemüht war, ihre Tochter Anna an den Mann zu bringen. Sie schrieb deswegen an den Herzog Albrecht von Preußen: „Weil Ew. Liebden selbst wissen, daß die Eltern nichts lieber sehen, als daß ihre Kinder bei ihrem Leben möchten ehrlich und christlich versorgt werden, und ich auch nichts lieber erfahren wollte, als daß meine freundliche, herzliebste Tochter möchte bei meinem Leben fürstlich versorgt und ausgesteuert werden, so bitte ich, Ew. Liebden wollen dazu rathen helfen, daß meine Tochter an die Orte kommen möchte, damit sie ihrem fürstlichen Stande nach versorgt werde und ich deß getröstet und erfreut wäre, wie ich auch nicht zweifele, Ew. Liebden werden der Sache ferner nachdenken“ u. s. w. Einige Jahre darauf ward die in Rede stehende Tochter Anna, nachdem sie schon das 33. Jahr erreicht hatte, durch Vermittelung des Herzogs Albrecht an den Herzog von Kurland vermählt.

Noch größere Schwierigkeiten traten für solche Fürstentöchter ein, die sich früher dem Klosterleben gewidmet hatten, später aber aus irgend welchem Grunde in das weltliche Leben zurückgekehrt waren. In dieser Lage befanden sich der Graf Wilhelm IV. von Henneberg und seine Gemahlin Anastasia (Tochter des Kurfürsten Albrecht Achilles von Brandenburg) mit ihrer Tochter Margarethe, die sie frühzeitig in ein Kloster gegeben hatten. Die Gräfin schreibt in dieser Angelegenheit an den Herzog Albrecht. Sie erinnert zu-

vörderst, daß sie ihre Tochter Margarethe, da sie erst neun Jahr alt gewesen, in ein versperrtes Kloster gethan habe in der Absicht, daß sie ihr Leben lang darin bleiben solle: sie sei deshalb auch geweiht und eingesegnet worden. „Da sind aber" (so fährt sie fort) „im vergangenen Aufruhr (im Bauernkrieg) die Bauern in dasselbe Kloster, wie in mehrere andere Klöster eingefallen und haben es schier gar verwüstet, so daß die Nonnen, die darin gewesen, alle verstöbert worden sind . . . Nun ist aber bei uns umher mit den Jungfrauen in den Klöstern ein solches wildes Wesen, daß ich meine Tochter nicht gerne wieder in ein Kloster thun möchte, denn ich besorge auch bei dem jetzigen Wesen, sie würde doch nicht darin bleiben können und ich müßte sie dann wieder herausnehmen. Also will ich sie lieber bei mir behalten und zusehen, was der liebe Gott mit ihr schaffen will. Wo aber Ew. Liebden vermeint, daß es meiner Tochter annehmlich, nützlich und gut sein sollte, so würden mein Herr und Gemahl und ich in dem Fall unser Vertrauen ganz in Ew. Liebden setzen, wenn Ew. Liebden sie wohl mit einem Manne versorgen wollten, wo anders keine Scheu daran sein sollte, daß sie eine Nonne gewesen ist. Sonst ist sie eine feine, redliche, fromme, züchtige Metz, der ich, ob sie gleich nicht meine Tochter wäre, doch nichts anders nachsagen könnte . . . Ich will Ew. Liebden als meinem lieben Vetter nicht verschweigen, daß der Kaiser und sein Bruder, der König von Ungarn und Böhmen, einen großen Verdruß und Ungnade auf einen werfen, der eine Nonne nimmt oder der einer Nonne zum ehelichen Stand hilft; sie sprechen, derselbe sei gut lutherisch und dem sind sie dann, wie ich höre, sehr feind. Sollte also meinem Herrn und Gemahl, mir und meinen Kindern oder der Herrschaft Henneberg Ungutes daraus entstehen, so wäre uns allen das sehr beschwerlich." Zugleich gesteht die Gräfin dem Herzog, daß sie und ihr Gemahl mit großen Schulden belastet seien und zwar mehr, als sie gern sagen möchte. „Wo es also Ew. Liebden dahin bringen könnten, daß wir nichts zum Heirathsgut geben dürften, als allein einen ziemlichen Schmuck und die Zehrung, um sie Ew. Liebden hineinzubringen, so wollten wir Ew. Liebden und Gott sehr danken, daß wir unsere Tochter so hoch und ehrlich versorgt hätten."

Trotz dieser Bemühungen der Gräfin vergingen doch mehrere Jahre, ohne daß sich eine ernstere Aussicht auf Unterbringung des Fräulein Margarethe eröffnete. Nach fünf Jahren frägt Herzog Albrecht bei der Gräfin wieder an, ob das Fräulein noch außer dem Kloster sei und was man ihr etwa als Aussteuer geben könne; er wolle sich jetzt Mühe geben, sie mit irgend einem reichen polnischen Herrn zu versehen. Hierauf antwortet der Graf Wilhelm selbst, das Fräulein habe gar keine Lust, wieder in ein Kloster zu gehen, wiewohl es den Eltern sehr beschwerlich sei, sie so lange sitzen zu lassen, „denn Ew. Liebden können selbst abnehmen, daß solches kein Lagerobst ist. Was ihre Mitgift und Ausfertigung anlangt (so fährt der Graf fort) so wollen wir Euch freundlicher Meinung nicht verbergen, daß wir von der Gnade Gottes nun fünf Söhne haben, die alle im Harnisch reiten mit sechs, acht und auch zehn Pferden. Dieselbigen an den Fürstenhöfen zu erhalten, geht uns des Jahres nicht ein Geringes auf." u. s. w. Mit Rücksicht auf seine mißliche Vermögenslage bittet also der Graf den Herzog, er möge darauf denken, daß er so leicht als möglich in der Sache davonkomme, wiewohl er seinerseits alles thun wolle, was in seinen Kräften steht. Der Herzog erwidert in einem ferneren Anschreiben, der Graf möge sich gedulden — er selber wolle in der Sache w der Fleiß noch Mühe sparen. Sollte es aber dem Grafen zu beschwerlich fallen, das Fräulein länger bei sich zu behalten, so möge er es zu ihm nach Preußen schicken: er wolle Margarethe als Freund bei sich behalten, bis sich eine Gelegenheit finde.

Herzog Albrecht von Preußen war es auch, der dem jungen Markgrafen von Brandenburg und nachmaligem Kurfürsten Joachim II., mit dem er eng befreundet war, eine Braut zu empfehlen sich angelegen sein ließ. Thatsächlich leitete er die Heirath zwischen ihm und seiner zweiten Gemahlin Hedwig, einer Tochter des Königs Sigismund I. von Polen, dadurch ein, daß er ihm die Prinzessin in der folgenden Weise schilderte:

„Ich will Dir nicht bergen, daß sie nicht alt, sondern hübsch und tugendsam, auch gutes Verstandes, Geberde und Wesens ist, ungefähr um ihr zwanzigstes Jahr. In Summa, daß ich Dich mit langen Reden nicht aufziehe, so kann ich sie Dir nicht genugsam rühmen und sage das bei meiner höchsten Treue und wahrem Wesen: wo ich diese jetzige fromme Fürstin, meine liebe Gemahlin nicht hätte und mir Gott ein solch Mensch, wie diese tugendsame Fürstin ist, von der ich schreibe, verliehe, so wollte ich mich selig schreiben und halten."

In Folge dieser warmen Empfehlung wurde Hedwig die Gemahlin des Kurfürsten Joachim und beide lebten etwa 14 Jahre lang in der glücklichsten Ehe.

(Fortsetzung folgt.)

---

* **Obst als Medizin.** Daß das Obst sehr gesund ist, steht beim Volke allgemein fest, welches aber die Wirkung der einzelnen Obstarten auf den menschlichen Organismus sei, dürfte Vielen unbekannt sein. Die Weintrauben sind vor Allem nahrhaft und sehr blutreinigend. Ihnen folgen die Pfirsiche; diese dürfen aber nicht überreif sein und müssen Morgens nüchtern genossen werden, es soll das ein vorzügliches Mittel gegen schlechte Verdauung sein. Gekochte Aepfel sind für kleine Kinder eine zu empfehlende Speise. Der Saft der Tomaten ist gut gegen Leber- und Darmbeschwerden. Der Saft der Wassermelone ist ausgezeichnet bei Nierenleiden. Der Saft einer Citrone in einer Tasse heißen Kaffee ist ein vorzügliches Mittel gegen Kopfschmerzen. Wie gut sind Fruchtsäfte als Zusatz zum Trinkwasser eines Kranken. Brombeersaft, mit Zucker gekocht, ist ein Beruhigungsmittel bei Husten, ebenso eingemachte schwarze Johannisbeeren mit heißem Wasser vermischt, Abends getrunken. Bei skrophulösen Kindern hat ein mit Schlehen bereiteter kalt getrunkener Thee heilsame Wirkung.

* **Tuberkulose bei Ziegen.** Bekanntlich gilt Ziegenmilch als besonders gesund und wird mit Vorliebe schwächlichen Kindern gegeben, bei denen man Tuberkulose vermuthet. Dem gegenüber verdient eine Beobachtung, welche an der thierärztlichen Hochschule zu Dresden gemacht wurde, Beachtung, über die Assistent Eichhorn in dem „Bericht über das Veterinärwesen im Königreich Sachsen für das Jahr 1892" Mittheilung macht. Es war eine Ziege aus einem größeren, 28 Stück haltenden Bestande zur Behandlung zugeführt worden, die sich nach dem bald erfolgenden Tode als hochgradig tuberkulös erwiesen hatte. Dies gab Veranlassung, sämmtliche übrigen 27 Ziegen mit Tuberkulin zu impfen. Bei 18 derselben trat in Folge der Impfung eine Temperatursteigerung von 1° bis 2,5° C. ein und nur bei 9 betrug die Temperaturerhöhung weniger als 1° C. (0,6—0,9° C.). Hiernach mußten 68% aller Ziegen für tuberkuloseverdächtig gehalten werden und nur 32% waren als wahrscheinlich tuberkulosefrei anzusehen. Der Besitzer konnte sich nur zur Schlachtung von 3 Stück entschließen, von welchen 2 tuberkuloseverdächtig, 1 vermuthlich tuberkulosefrei war; der Befund erwies, daß die Diagnose richtig war. Dies zeigt, wie nöthig eine größere Vorsicht bei Verwendung der Ziegenmilch zur Milchkur ist.

* **Wie einmal ein Gehängter einen Lebenden erschlug.** Im Winter des Jahres 1653 wurde in Leipzig ein Dieb gehängt, der ganz steif gefroren war, als er vom Galgen genommen und der Anatomie überliefert wurde. Hier nahm ihn der Stadtphysikus Doktor Schlegel in Empfang. Als der Physikus nun mit dem Leichnam hantirte und ihn umwandte, schlug der steif und hart gefrorene Arm des Leichnams den Doktor heftig an den Kopf. Der Mann stürzte zu Boden und erschrak so fürchterlich, daß er nach wenigen Stunden starb.

Gedankensplitter.

Heirathslustigen Damen gefällt jeder Mann und keine Frau.

Die Mode lehrt uns, nach gewissen Regeln uns zu entstellen.

Jede Frau hält ihren Namen, feurig ausgesprochen, für die schönste, geistreichste Rede.

Diejenigen sind „zu Allem fähig", die zu nichts Gutem fähig sind.

Ein Gastwirth beabsichtigte einmal, seinem Wirthshaus den Namen „Zur schweigenden Frau" zu geben. Er ließ sich ein Schild machen, das eine Frau ohne Kopf darstellte.

Manche Leute sind mit dem Mund immer gleich bei der Hand, anstatt mit der Hand bei dem Mund.

Wer oft Noth leidet, kann die Noth nicht leiden.

Die einzige Ordnung, die vielen Damen gefällt, ist die Tanzordnung.

In der Freundschaft deutet das Gähnen auf eine leichte Indisposition, — in der Liebe: auf den eben eingetretenen Tod.

Wer keine Freude kennt außer der Schadenfreude, — der kennt jedes Leid, außer dem Mitleid.

„Er ist ein Dichter von Gottes Gnaden!" . . . . . Nun ja, — unser Herrgott läßt gar oft Gnade für Recht ergeh'n.

Giebt es einen Edlen, den der Menschheit Riesenjammer ungerührt ließe? . . . . „O ja! Der Edle braucht nur Zahnschmerzen zu haben!"

„Seines Glückes Schmied":
— Stolzer Ruhm!
„Seines Unglücks Meister": —
— Heldenthum!

* * *

* **Heiteres.** Aus der Schule. Lehrer: „Wer brav ist und Gutes thut, der kommt in den Himmel. Was geschieht aber mit demjenigen, der Böses thut?" Advokats-Söhnchen: „Den vertheidigt mein Vater!" Schlagfertig. Richter: „Sie sind in die Apotheke eingebrochen. Haben Sie etwas als mildernden Umstand anzuführen?" Angeklagter: „Ich hatte furchtbare Zahnschmerzen." — Zweifelhafter Nachruf. Gestern starb hier der in weiten Kreisen bestbekannte Arzt Dr. Foxel. Seine Forschungen haben ihm einen nicht unbedeutenden Namen verschafft. Die Medizin und die Menschheit verdankt ihm eine Reihe neuer Krankheitserscheinungen. — Auf Umwegen. „Du weinst, mein Schatz! . . . . Warum denn?" „Weil meine Freundin, Frau Möller, einen kostbaren Brillantschmuck, der 1500 Mark gekostet, von ihrem Manne geschenkt bekommen hat!" „Und deshalb weinst Du?" „Ach, es thut mir eben leid, daß Du auch jetzt so viel Geld ausgeben mußt!"

Verantwortlicher Redakteur: E. R. Liebscher in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.